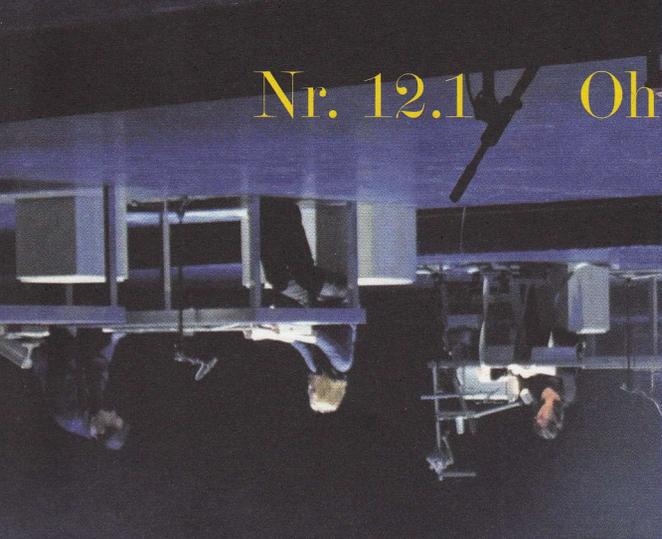


Nr. 12.1 Ohne Arbeit keinen *Ring*!



Ringordner

Aus entfremdeter Arbeit wird Kunst

Mitschrift des Vortrags von Prof. Dr. Armin Nassehi, gehalten am 26. Februar 2012 im Nationaltheater auf der Ring-Matinee zum Thema *Arbeit*

Das, was sie soeben gehört und gesehen haben, verweist auf die Utopie Richard Wagners. Sie speist sich aus einer historischen Erfahrung: Aus dem dunklen Nibelheim – als ein Symbol für proletarische Arbeit, für eine Arbeit, deren Produkte entfremdete Produkte sind, die mit dem Arbeiter, der sie herstellt, nichts zu tun haben – aus Nibelheim soll Kunst werden. Kunst, das heißt: etwas anderes als Arbeit. Dieses Motiv ist älter als das 19. Jahrhundert, es steht bereits am Anfang unserer westlichen Kultur. Im ersten Buch Mose heißt es: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Subsistenz ist Mühe, heißt das. Arbeit ist Subsistenz. Arbeit ist Mist.

Das Motiv bleibt in der gesamten abendländischen Geschichte als die Geringschätzung der schweißtreibenden Arbeit erhalten, zu der man die Leute nur bekommt, wenn man sie theoretisch und moralisch verpflichtet, es dennoch zu wollen. Überall dort, wo Meisterdenker Sittlichkeit draufschreiben, steckt dahinter etwas, was diejenigen, die sittlich sein sollen, nicht wollen. Es gibt eine lange Reihe von Autoren, die dafür stehen: Aristoteles, Thomas von Aquin, Martin Luther, Johannes Calvin, Immanuel Kant, Benjamin Franklin, Heidi Klum; „Du musst an dir arbeiten, Baby.“ Das ist die neue Sittlichkeit, die aber auch nichts anderes meint, als die Vergegenständlichung dessen, was das Produkt von Arbeit sein soll. Ist damit alles gesagt? – Natürlich nicht. Wir können uns nicht damit zufrieden geben, festzustellen, dass es im 19. Jahrhundert eine Form von Arbeit gab, in der der Arbeiter etwas tat, aus dem er hinausgeführt werden musste (wohin freilich, blieb zumeist eine offene Frage). Im *Ring*, um den es hier ja gehen soll, geht es auch mit Hinblick auf die Arbeit, um mehr. Die *Ring*-Konstellation taucht in der frühen Moderne öfter auf, nämlich die Konstellation, die soziale Ordnung der Welt von einem Urzustand her zu denken. Im 19. Jahrhundert stellte man sich die Arbeit selbst als die Lösung sozialer Ordnung vor.

Die Götterwelt im *Ring* ist – wie Sie wissen – eine untergehende Götterwelt, ein Untergang, der bereits am Anfang besiegelt war. Wotans Freveltat an der Welteschke bedeutete, dass Wotan sich mit Macht ausstattete, und zwar mit einer Macht über die Welt nach seinen eigenen Gesetzen, die für alle gelten sollten, nur für einen nicht: für ihn selbst. Das Besondere an dieser Geschichte ist, dass der Ursprung der Welt, die Welteschke, bei diesem Geschehen zugrunde geht. Die Natur hat durch die menschliche Tat Schaden genommen. Die Natur, das heißt: der Urgrund des Seins, hat dadurch Schaden genommen, dass die Menschen tätig sind, dass sie etwas tun, dass sie Macht wollen, dass sie überhaupt etwas wollen. Diese Konstellation taucht in der politischen Philosophie der Neuzeit öfter auf: überall dort, wo wir versuchen zu beschreiben, wie aus dem Naturzustand Kultur, Gesellschaft und Ordnung wird, man denke etwa an Thomas Hobbes oder Jean Jacques Rousseau. Folgte aus diesen Theorien freilich stets die Lösung des Ordnungsproblems durch Überwindung des Naturzustands, wird diese Ordnung in Wagners *Ring* unweigerlich untergehen. Siegfried, ein freier Held, einer über dem Gesetz und einer, der gegen Wotans Gesetz in die Welt kam, es geht um das Inzestverbot, das kein Naturverbot sein kann, sonst wäre er ja nicht auf die Welt gekommen – Siegfried geht zugrunde, weil die Götter ihn täuschen. Sie erkennen seine Kraft nicht an, sie geringschätzen seine Arbeit. Seine Arbeit?

Die Herr-Knecht-Dialektik

Ich möchte diese Geschichte gerne mit einer anderen Geschichte aus dem 19. Jahrhundert parallelisieren, die am Anfang ähnlich gebaut ist und die in der Tat mit Arbeit endet. Es ist die Geschichte der Dialektik von „Herr und Knecht“, die wir von unserem Meister- und Staatsphilosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel kennen. Wagner dürfte diese Geschichte mindestens durch seine Freundschaft mit Georg Herwegh, einem Bündnispartner von Karl Marx, durchaus geläufig gewesen sein. Auch diese Geschichte beginnt mit einem Urzustand der Welt. In diesem Urzustand gibt es noch keine Ordnung, sondern nur einen Menschen. Und noch einen zweiten. Diese Beiden begegnen sich und kämpfen gegeneinander. Sie kämpfen gegeneinander, gegen die Natur, gegen die Knappheit der Ressourcen, und stellen fest, dass einer von beiden siegt, um Ordnung herzustellen, seine Ordnung. Derjenige, der mutig genug ist, den anderen zu besiegen, wird Herr

sein, der andere Knecht. Diese Konstellation, sagt Hegel, sei notwendig, damit überhaupt soziale Ordnung entstehen kann. Das ist keine marxistische Erzählung mit einem Urkommunismus als Urzustand. Der Urzustand besteht darin, dass einer siegt und der andere verliert und daraus eine Situation entsteht, in der Ordnung hergestellt werden muss. Wie wird diese Ordnung hergestellt? Der Herr ist der Herr und der Knecht arbeitet für den Herrn. Indem er für den Herrn arbeitet, bringt er letztlich die Welt hervor, in der sowohl der Herr als auch er selbst leben können. Es entsteht eine Ordnung, die sich tradiert. Mit der Zeit wird man aber feststellen, dass der Herr nicht uneingeschränkt Herr über den Knecht und die Ordnung ist, sondern der Knecht mächtiger wird als der Herr, weil der Knecht das kann, was der Herr nicht kann, weil er es nicht muss, nämlich: arbeiten. Arbeiten bedeutet, jene Welt hervorzubringen, in der der Herr ein Herr sein kann und der Knecht ein Knecht. Hegel hat auf zwei Möglichkeiten hingewiesen, dieses Problem aufzulösen: Die eine besteht darin, eine Revolution zu veranstalten, so dass aus dem Knecht selbst ein Herr wird – Sie können sich vorstellen, was daraus dann wird: eine ähnliche Herr-Knecht-Dialektik, in der sich die Verhältnisse umkehren. Die zweite Lösung besteht darin, dass der Herr die Arbeit des Knechts so anerkennt, dass der Knecht weiter arbeiten will. Und damit wollen und sollen dann beide miteinander versöhnt werden.

Das ist die wunderschöne Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, in der wir tatsächlich wollen, was wir sollen. Diese Geschichte hat im 19. Jahrhundert deshalb besonderen Anklang gefunden, weil dort sichtbar wurde, dass neue Arbeitsverhältnisse entstehen, die nicht mehr ausschließlich aus der Subsistenz, das heißt, aus der Frage „Wie werden wir morgen noch etwas zu essen bekommen?“ gelöst werden. Stattdessen werden im Rahmen komplexerer, industrieller Produktionsformen Produkte produziert, die mit dem Produzenten selber nicht unmittelbar zu tun haben. Deshalb musste man anders als in der Philosophie und der Geschichte vorher nicht mehr das Geistige, das Cogitare, das Denken als die eigentliche Arbeit ansehen, sondern eben das, was wir tätig tun. Ich zitiere unvermeidlich Karl Marx aus den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten aus dem Jahre 1844*: „In der Bearbeitung der gegenständlichen Welt bewährt sich der Mensch erst wirklich als Gattungswesen.

Durch sie erscheint die Natur als sein Werk und seine Wirklichkeit. Der Gegenstand der Arbeit ist daher die Vergegenständlichung des Gattungslebens des Menschen, indem er sich nicht nur im Bewusstsein intellektuell sondern werktätig wirklich verdoppelt und sich selbst daher in einer von ihm geschaffenen Welt anschaut.“

Der Arbeiter wird zum Helden

Das ist weit weg von Nibelheim. Das ist die Idee, dass diejenigen, die so einen Krach machen – wie wir ihn gerade gehört haben – nichts weniger tun, als den Menschen als Gattungswesen hervorzubringen. Als Gattungswesen heißt: die Welt, in der er lebt, sich selber zurechnen zu können. Das 19. Jahrhundert war deshalb voll von Formen der Anerkennung der Arbeit, die gleichbedeutend waren mit ihrer Heroisierung. Der Arbeiter wurden zum Helden. Das ist ein Motiv der Arbeiterbewegung gewesen, das ist aber vor allem ein Motiv derjenigen antibürgerlichen Ordnungen gewesen, die von rechts und links Diktaturen hervorgebracht haben, die sich selber als Bewegungen beschrieben haben, denen vor allem der Arbeiter am Herzen



Andreas Bauer und Kilian Krieg
(Bühnentechniker) arbeiten mit
Hammer und Ambos.

lag. Ich spreche von der sowjetischen Planwirtschaft, und ich spreche vom Nationalsozialismus. So unterschiedlich die beiden auch sind und so viel schon über die sogenannte Totalitarismusthe-se gestritten wurde, so ähnlich sind sie sich doch darin, das Selbstbewusstsein der großen Massen der Bevölkerung dadurch herzustellen, dass das, was sie tun, als etwas beschrieben wird, was Welt hervorbringt – jenseits dessen, was Planer an den Schreibtischen getan haben. Sie kennen die Ästheten des Tätigen sowohl des sozialistischen Realismus als auch der nationalsozialistischen Kunst, in der der Arbeiter als ein gestählter Muskelmann dargestellt wird, der die Welt hervorbringt und mit klarem, blauäugigem Blick in die Zukunft schaut, in eine Zukunft, in der der Arbeiter mit der Gesellschaft versöhnt sein wird. Dass beide Diktaturen eine ähnliche Ästhetik der Arbeit hervorgebracht haben, ist kein Zufall, weil man offensichtlich das, was dort an Lautem, an Schmutzigem, an Öligem, an Notwendigem, an vorher Entfremdeten passiert, mit Größem in einen Zusammenhang gestellt hat.

Das Stachanow-Prinzip

Übrigens haben beide Systeme zynischerweise Arbeit auch zur Züchtigung und zur Vernichtung benutzt. Gulag und Konzentrationslager sind vielleicht diejenigen paradigmatischen Formen der Ausbeutung durch Arbeit, die in diesen beiden Diktaturen stattfanden. Am Ende waren also die Heroisierungen der rohen Arbeit bereits Untergangszeichen. Sie waren, wie wir historisch wissen, nur Kompensationen einer entfremdeten Arbeit, die man vor allem dort beobachten kann, wo gerade kein Stachanow gekürt wird. Sie kennen den Stachanow-Mythos in der frühen Sowjetunion, die Planübererfüllung, die den Menschen erst zu einem richtigen Menschen gemacht hat: Man gelobt nicht, an die Götter zu glauben, man gelobt nicht, ein anständiges Leben zu führen, man gelobt nicht, moralisch zu sein, sondern den Plan um das 14-Fache überzuerfüllen, wie der Mythos um den Bergarbeiter Alexei Grigorowitsch Stachanow lautete. Mit dem Stachanow-Prinzip haben gerade die intellektuellen Stichwortgeber der Arbeit zynischerweise jene Kriterien erzeugt, die von den Arbeitern selbst als das eigentliche wahrgenommen werden sollten: in der Übererfüllung durch individuelle Leistung das Kollektive zu heiligen. Es war letztlich eine Tendenz der Intellektuellen, die Arbeit zu heiligen.

Aber wie alle charismatischen Geschichten verblasen auch diese Geschichten im Alltag. Was bleibt, ist tatsächlich Alltag, Arbeit, Subsistenz, Schweiß des eigenen Angesichts. Sowohl der Sowjetkommunismus als auch die zynische Parole, dass Arbeit frei macht, kehrt zurück zum Schweiß. Was bleibt, wenn die körperliche Arbeit unproduktiv wird? Es bleibt das, was Marx tatsächlich beschrieben hat: Das Lumpenproletariat, das keine Identität mehr von sich selbst hat – im extremsten Fall bleibt die Vernichtung. Ähnlich wie Siegfried letztlich ein freier Held war, der durch die Intrigen der Götter untergeht, sind die heroischen Arbeiter von links und rechts betrogen worden.

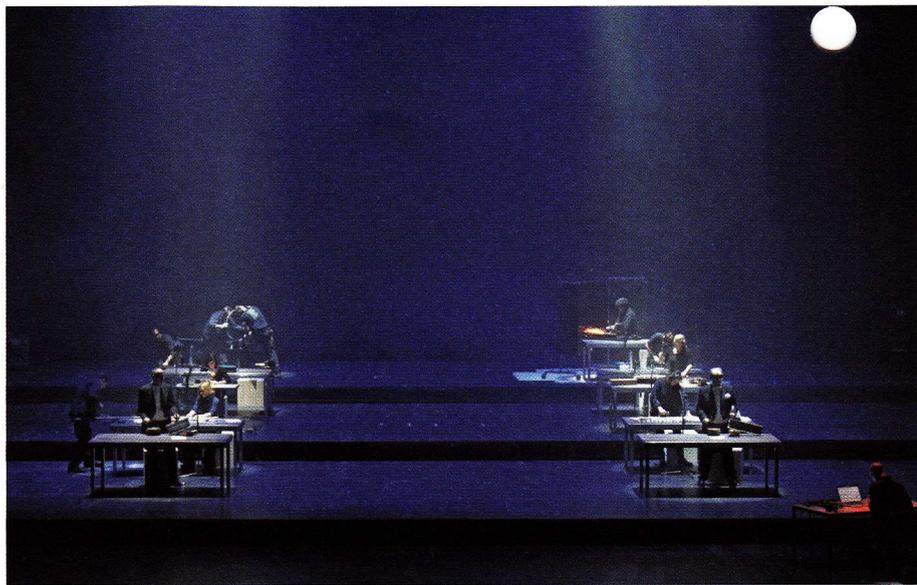
Die Entheroisierung der Arbeit

Insofern ist die Kritik von Wagner im 19. Jahrhundert tatsächlich eine revolutionäre Kritik. Anders als die Marxsche Revolutionierung durch Arbeit



Bevor die Geräusche und Klänge der Gerwerke, hörbar gemacht werden, bespricht Felix Leuschner, der Komponist der „Symphonie der Gerwerke“ mit dem Team den Ablauf.

Von vorne nach hinten: Felix Leuschner (Komponist und Dirigent), Hermann Holler und Dieter Pöll (Perkussionisten), Friedrich Müller (Bühnentechniker), Daniela Neuhaus und Sandra Lau (Requisiteurinnen), Tessa Jones (Schneiderin), Denise Rose (Ausstatterin), Christian Wurzbacher, Tobias Schellakowsky, Hussein Zarabi, Kilian Krieg und Andreas Bauer (Bühnentechniker).





Von links nach rechts: Tessa Jones (Schneiderin), Friedrich Müller (Bühnentechniker), Daniela Neuhaus (Requisiteurin), Hermann Holler (Perkussionist), Tobias Schellakowsky (Bühnentechniker), Denise Rose (Ausstatterin) und Sandra Lau (Requisiteurin).

Von vorne nach hinten: Felix Leuschner (Komponist), Dieter Pöhl (Perkussionist), Sandra Lau (Requisiteurin), Denise Rose (Ausstatterin), Tobias Schellakowsky, Hussein Zarabi, Kilian Krieg und Andreas Bauer, Christian Wurzbacher (Bühnentechniker) und Tessa Jones (Schneiderin).



wollte er aber eine Revolutionierung der Arbeit hin zur Kunst. Ich zitiere aus seiner Schrift *Das Kunstwerk der Zukunft* (1852): „Bedenkt, dass da, wo ein Teil der staatlichen Gesellschaft nur überflüssige Kunst und Literatur treibt, ein anderer Teil notwendig nur den Schmutz eures unnützen Daseins zu finden hat, dass da, wo Schöngesterei und Mode ein ganzes unnütziges Leben erfüllen, Rohheit und Plumpheit die Grundzüge eines anderen Lebens ausmachen müssen. Dass da, wo der sinnlose Luxus seinen alles verzierenden Heißhunger gewaltsam zu stillen sucht, dass das natürliche Bedürfnis auf der anderen Seite nur durch Plack, Not und Sorgen den Luxus deckungslos befriedigen kann.“ Wagner betreibt bereits im 19. Jahrhundert den Versuch einer Entheroisierung der Arbeit, gleichbedeutend mit einer Heroisierung der Kunst. Wagner ist ein revolutionärer Romantiker (kein romantischer Revolutionär), durch und durch bürgerlich. Ein Motiv, das wir aus dem 19. Jahrhundert bis ins frühe 20. kennen: Von Schiller über Schelling und Nietzsche bis Adorno: Die Kunst möge das sein, was uns in die Lage versetzt, das Eigentliche in der Welt entdecken zu können. Was dann mit der tatsächlichen Arbeit zu geschehen habe, die auch gemacht werden muss, stellt sich als Frage nicht mehr, wenn das Leben selbst unter Kunstverdacht gerät.

Die Entheroisierung der Arbeit hat historisch dann aber empirisch tatsächlich stattgefunden und zwar in zweifacher Hinsicht: Zum einen durch die Ökonomisierung der Arbeit, durch Automatisierung und Digitalisierung. Bis jetzt habe ich noch kein einziges Wort davon gesprochen, dass Arbeit etwas mit Ökonomie zu tun hat. Der wichtigste Autor dafür ist Adam Smith, der produktive und nicht-produktive Arbeit unterschieden hat. Die Ökonomisierung der Arbeit entheroisiert sie zu einem bloßen Kostenfaktor im Wertschöpfungsprozess.

Zum anderen – darauf habe ich schon hingewiesen – wird Arbeit durch die Ausbeutung körperlicher Kraft entheroisiert. Je repressiver politische Systeme, um so ausbeuterischer wird auf die Körperkraft nicht-heroischer Arbeit zugegriffen. Man kann das in den Übergangswirtschaften beobachten – denken Sie etwa an die Arbeitsbedingungen im heutigen China. Es drängt sich die Erinnerung an unser 19. Jahrhundert auf, die in dieser interessanten Kombination von Turbokapitalismus und dem Schwefeldampf einer kommunistischen Partei aufscheint.

Die Entheroisierung der Arbeit hinterlässt dann nur noch Kostenrechnungen – verweist aber nicht mehr auf die Tätigkeiten derjenigen, die arbeiten. Vielleicht ist es das, was Wagner damit meinte, dass aus Arbeit Kunst werden soll, dass, wie wir gerade in der Performance gesehen haben, aus den Geräuschen Nibelheims Musik werden soll. Die Frage, die sich aufdrängt, ist dann die: Ist das, was man nach Adam Smith nicht-produktive Arbeit nennen muss, dann überhaupt Arbeit? Ist das, was zum Beispiel in diesem Haus permanent getan wird, Arbeit? Ist das, was ich gerade tue, Arbeit?

Zur Beantwortung dieser Frage lässt sich durchaus etwas aus der Herr-Knecht-Dialektik von Hegel lernen. Der Herr kann nur Herr sein, wenn er vom Knecht lernt, da nur dieser arbeiten kann, da nur dieser weiß, wie es geht. Der Herr kann nichts, er kann nur beaufsichtigen und sagen, was getan werden soll, weil der Knecht arbeiten kann. Das

erinnert doch sehr stark daran, was wir heute in Deutschland mit dem berühmten Böckenförde-Theorem meinen. Das lautet: Der moderne säkularisierte Staat lebe von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann. Damit ist einmal gemeint gewesen, dass der säkularisierte Staat Motive braucht, die man eigentlich nur religiös herstellen kann. Man kann das aber auch anders denken. Man kann denken, dass das politische System, wenn es Macht hat, von Voraussetzungen zehrt, die selbst durch Macht nicht hergestellt werden können – von Solidarität zum Beispiel, von Legitimationsmustern oder vom Vertrauen in die Institutionen des Staates.

Die Ökonomie der Arbeit

Und so etwas Ähnliches gilt auch für die Ökonomie: Die ökonomische Zurichtung der Arbeit lebt von Voraussetzungen, die letztlich nicht ökonomisch garantiert werden können, denn diese Voraussetzungen sind: unproduktiv. Stellen Sie sich eine moderne Wirtschaft vor, frei von Motiven, die aus Literatur und Kunst kommen, frei von der Idee, dass es ein Publikum gibt, das ästhetische Urteile abgeben kann. Frei von Menschen, die aus Bildungsprozessen stammen und nicht nur aus zurichtenden Ausbildungsprozessen. Frei von nicht-produktiven Tätigkeiten, wie Erziehung, Pflege, Fürsorge und Hilfsbereitschaft. Frei von Erholung und freier Zeit. All das, was niemals in die betriebswirtschaftlichen Gesamtrechnungen einbezogen wird, ist die gesellschaftliche Voraussetzung der Ökonomie. Darauf hinzuweisen, wird schwierig, wenn man die Ökonomie nur ökonomisch und auch die Arbeit nur ökonomisch verstehen will.

Ich will nicht behaupten, dass Knechte meistens klüger sind als die Herren, aber es gibt ein interessantes Sieger-Syndrom. Sieger müssen weniger über ihre Situation nachdenken als die anderen, denn für sie gibt es wenig Anreize dazu, sie sind ja die Sieger. Ökonomische Semantiken sind letztlich die Diskurssieger unserer Zeit – und haben deshalb keine Kategorien, über ihre nicht-ökonomischen Bedingungen nachdenken zu können. Das meine ich übrigens nicht ökonomiekritisch oder gar antiökonomisch, das wäre naiv. Ich meine damit, dass eine realistischere Beschreibung der Ökonomie das Produktive, das Poietische, das Kreative an der Arbeit hervorheben müsste – und dann sind wir nicht mehr so weit vom Wagnerschen Motiv entfernt.

Daraus muss man etwas machen und sich womöglich umgekehrt fragen, ob denn die produktive Arbeit wirklich Arbeit ist. Vielleicht muss man Wagner radikalieren: Kunst ist womöglich der Ort, an dem sich zeigen lässt, wie die Gesellschaft geformt wird. Marx hat Recht: Die Erfahrung, sich durch eine selbstgeschaffene Welt anzuschauen, ist letztlich das, was Arbeit ausmacht. Wenn das Arbeit ist, dann ist die postheroische Arbeit, die wir hier tun – ich gerade mitten auf der Bühne des Bayerischen Nationaltheaters – und die in dieser Gesellschaft sehr viel getan wird, lebendige Arbeit. Helden werden, wie wir wissen, stets betrogen. Das galt für industrielle Helden der Arbeit und militärische Helden des Kampfes. Vielleicht sind die letzten Helden heute die Konsumenten. Vielleicht ist dies der letzte Ort der Gesellschaft, an dem das Stachanow-Prinzip gilt, der Konsum: Möglichst schnell, viel Plan und viel Übererfüllung. Aber auch Konsumhelden werden betrogen. Dann sage ich doch lieber: arbeiten.

Meine Damen und Herren gut, dass Sie hier rumsitzen und sonst nichts zu tun haben – Sie arbeiten gerade.



Hussein Zarabi
(Bühnentechniker)
flexiert an einer Eisenstange.

Armin Nassehi, geboren 1960 in Tübingen, ist in München, Landshut, Teheran und Gelsenkirchen aufgewachsen. Er studierte Erziehungswissenschaften, Philosophie und Soziologie an den Universitäten in Münster und Hagen. Seit 1998 ist er Professor für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und forscht vor allem darüber,

wie in komplexen Situationen Entscheidungen generiert werden und wie unterschiedliche Perspektiven der Gesellschaft in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Medien und Kultur aufeinander treffen. Neben seiner akademischen Tätigkeit ist Nassehi als Redner und Berater in verschiedenen Branchen und Organisationen tätig. Er ist Autor und Herausgeber von vielen Büchern,

die neusten sind: Mit dem Taxi durch die Gesellschaft. Soziologische Storys (Hamburg: Murrmann Verlag 2010), Gesellschaft verstehen. Soziologische Exkursionen (Hamburg: Murrmann Verlag 2011) und Gesellschaft der Gegenwart: Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft II (Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2011).

Je mehr also der Arbeiter die Außenwelt, die sinnliche Natur, durch seine Arbeit sich *aneignet*, um so mehr entzieht er sich *Lebensmittel* nach der doppelten Seite hin, erstens, dass immer mehr die sinnliche Außenwelt aufhört, ein seiner Arbeit angehöriger Gegenstand, ein *Lebensmittel* seiner Arbeit zu sein; zweitens, dass sie immer mehr aufhört, *Lebensmittel* im unmittelbaren Sinn, Mittel für die physische Subsistenz des Arbeiters zu sein.

Nach dieser doppelten Seite hin wird der Arbeiter also ein Knecht seines Gegenstandes, erstens, dass er einen *Gegenstand der Arbeit*, d. h., dass er *Arbeit* erhält, und zweitens, daß er *Subsistenzmittel* erhält. Erstens also, daß er als Arbeiter, und zweitens, daß er als *physisches Subjekt* existieren kann. Die Spitze dieser Knechtschaft ist, dass er nur mehr als *Arbeiter* sich als *physisches Subjekt* erhalten [kann] und nur mehr als *physisches Subjekt* Arbeiter ist.

Aus: *Das Rheingold*,
3. Szene

ALBERICH:
Hieher! Dorthin! Hehe! Hoho!
Träges Heer, dort zu Hauf schichtet den Hort!
Du da, hinauf! Willst du voran?
Schmähliches Volk, ab das Geschmeide!
Soll ich euch helfen? Alle hieher!
er gewahrt plötzlich Wotan und Loge
He! Wer ist dort? Wer drang hier ein?
Mime, zu mir, schäbiger Schuft!
Schwatztest du gar mit dem schweifenden Paar?
Fort, du Fauler!
Willst du gleich schmieden und schaffen?
Er treibt Mime mit Geisselhieben unter den Haufen der
Nibelungen hinein.
He! An die Arbeit!
Alle von hinnen! Hurtig hinab!
Aus den neuen Schachten schafft mir das Gold!
Euch grüsst die Geissel, grabt ihr nicht rasch!
Dass keiner mir müssig, bürge mir Mime,
sonst birgt er sich schwer meiner Geissel Schwunge!
Dass ich überall weile, wo keiner mich wäht,
das weiss er, dünkt mich, genau!
Zögert ihr noch? Zaudert wohl gar?
Er zieht seinen Ring vom Finger, küsst ihn und streckt
ihn drohend aus.
Zittre und zage, gezähmtes Heer!
Rasch gehorcht des Ringes Herrn!

2. RING-MATINEE ZUM THEMA *ARBEIT*

Musik:

Felix Leuschner (Komposition); ca. 15min Live-Aufführung „Symphonie der Gewerke“
mit Technikern der Bayerischen Staatsoper und zwei Perkussionisten

Mit: Kilian Krieg, Andreas Bauer, Christian Wurzbacher, Hussein Zarabi, Tobias
Schellakowsky (Bühnentechniker), Daniela Neuhaus, Axel Bauer, Sandra Lau (Requisi-
teure), Tessa Jones (Schneiderin), Hermann Holler und Dieter Pöll (Perkussion)

Fotos von Stefan Dorner, Manuela Hartel und Denise Rose

„Der Künstler hat, außer
an dem Zwecke seines
Schaffens, schon an diesem
Schaffen, an der Behand-
lung des Stoffes und
dessen Formung selbst
Genuß, sein Produzieren
ist ihm an und für sich
erfreuende und be-
friedigende Tätigkeit,
nicht Arbeit.“
(Richard Wagner, 1849)

Daniela Neuhaus und Sandra
Lau (Requisiteurinnen) und
Denise Rose (Ausstatterin)
malen.

